

Camp David: König Husseins Schlüsselrolle

Fast zwei Wochen lang versuchte Jimmy Carter, Ägyptens Sadat und Israels Begin zu einem Nahost-Abkommen zu bewegen. Jordaniens König Hussein, von Sadat telepho-

nisch konsultiert, zögerte, einem Abkommen über den israelisch besetzten Teil seines Landes beizutreten: Er kann es sich leisten, schließlich profitiert er vom Status quo.

Ich habe die Pferde zur Tränke geführt“, schrieb US-Präsident Theodore Roosevelt, „aber nur der Himmel weiß, ob sie saufen werden oder sich nur gegenseitig treten.“

Die Pferde ließen sich zähmen. Im amerikanischen Provinzort Portsmouth, New Hampshire, unterzeichneten an einem Septembertag des Jahres 1905 Vertreter des Zaren und des Tenno nach dem russisch-japanischen Krieg einen Friedensvertrag.

Im amerikanischen Provinzort Thurmont, Maryland, war Freitag letzter Woche noch nicht abzusehen, ob der zweite Versuch eines US-Präsidenten, auf amerikanischem Boden in einem internationalen Konflikt zu vermitteln, in diesem Jahrhundert Erfolg haben würde: Unter der Schirmherrschaft von Jimmy Carter suchten Ägypter und Israelis schon über eine Woche lang eine Lösung für den Nahen Osten, den bedrohlichsten Krisenherd unserer Tage.

Im von der Außenwelt abgeriegelten Camp David bat Carter bis Freitagmittag den Israeli Begin und den Araber

Sadat zu drei Dreiertreffen, empfing er viermal Begin allein und fünfmal Sadat; es gab etliche Begegnungen zwischen israelischen und ägyptischen Delegationsmitgliedern, und über die Welt ging ein Schauer von Hoffnungs- und Hiobsmeldungen nieder.

Denn noch kaum je fand ein Gipfel in derart strenger Klausur statt, waren die Journalistenscharen so ausschließlich aufs Spekulieren angewiesen. Wer rechts oder links von Carter gesessen, wer wem wie lange die Hand gedrückt hatte — solche Details mußten als Grundlage für Kommentare über den Stand der Verhandlungen herhalten.

Was wirklich in den Ferienhäusern im Camp vorging, blieb der Weltöffentlichkeit verborgen. Wohl aber wurde nach wenigen Verhandlungstagen klar, daß bei den Gesprächen einem Mann die Schlüsselrolle zuwuchs, der selbst gar nicht dabei war: dem König Hussein von Jordanien, Herrscher über nur zwei Millionen Untertanen.

Sadat telephonierte aus Amerika mit dem auf „Privatvisite“ in London weilenden Monarchen. Sadat- und Camp-David-Gegner Assad von Syrien ließ sich — vom Staatsbesuchsort Bonn aus — mit Hussein verbinden. Lange Zeit hielten sich Gerüchte, daß der König doch noch zum Gipfel stoßen werde.

Der Haschemiten-Herrscher wurde dort so wichtig, weil sich die Verhandlungen an der Westjordanien-Frage festgefressen hatten:

- ▷ Israels Begin sieht das 1967 eroberte, bis dahin jordanische Westufer-Gebiet als jüdische Urheimat „Judäa und Samaria“ an, das „nie wieder fremder Herrschaft unterstellt“ werden dürfe.
- ▷ Ägyptens Sadat fordert hingegen eine Grundsatzklärung, der zufolge Westjordanien wieder arabischer Souveränität unterstellt werden muß.

Weil aber weder Ägypter noch Israelis in Westjordanien einen Separatstaat unter palästinensischer Führung wünschen, glaubte Vermittler Carter eine Kompromißmöglichkeit zu sehen: Nach leichten Grenzkorrekturen zugunsten Israels und bei zeitlich begrenzter Anwesenheit von israelischem Militär (später möglicherweise von US-

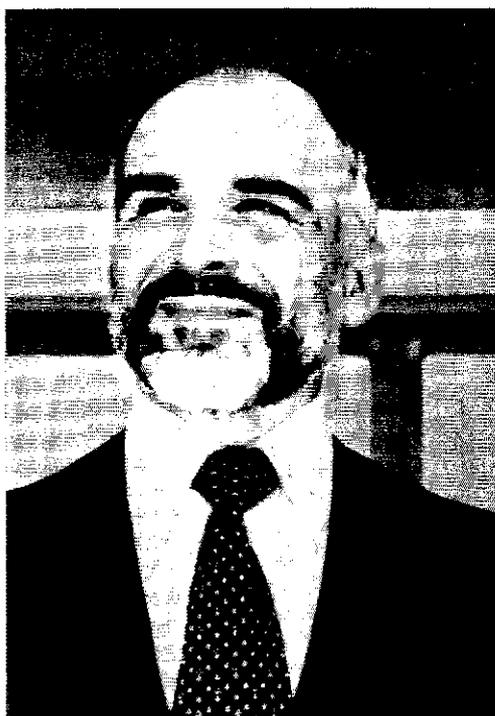


Gipfel-Partner Begin, Carter, Sadat in Camp

oder Uno-Beobachtern) solle das Land schließlich wieder an den prowestlichen Hussein übergehen — eine Lösung, die sowohl arabischem Souveränitätsverlangen wie israelischem Sicherheitsbedürfnis entgegenkäme.

Beginns wichtigste Delegationsmitglieder Außenminister Dajan und Verteidigungsminister Weizman, die weniger als der Premier alttestamentlichen Träumen nachhängen, halten eine solche „jordanische Lösung“ für annehmbar.

Doch zum Erstaunen des Westens hat Jordaniens König es offenbar nicht eilig, sein verlorenes Land zurückzubekommen. Hussein pflegte schon lange vor Sadats historischer Jerusalem-Reise als einziger arabischer Staatsoberhaupt den Dialog mit Israel. Er traf — geheim zwar — im jordanisch-israelischen Grenzland und im Londoner Dorchester-Hotel die Spitzenpolitiker Dajan, Rabin, Eban und Allon.



Jordanier-König Hussein
Von allen umworben

Deshalb erwartete alle Welt, daß der König sehr schnell Sadats Friedensinitiative folgen würde. Hussein aber tat es nicht — und sitzt heute, ohne Westjordanien, sicherer auf seinem Thron als je zuvor, auch wenn er nun wieder nur, wie sein Großvater Abdallah, Herrscher allein über das alte Transjordanien ist.

War der jordanische Monarch einst „reaktionärer“ Außenseiter der arabischen Welt, „Schlächter der palästin-

Eisenbahnlinie mit der historischen Hedschas-Bahn verbinden ließ.

Steigende Düngemittelpreise bescherten dem Wüstenstaat Jordanien ein kleines Wirtschaftswunder, denn er gehört zu den größten Phosphat-Exporteuren der Welt. In den letzten Jahren wurden zahlreiche kleinere und mittelgroße Betriebe der Konsumgüter-Industrie gebaut. Von 1976 bis 1980 steckt der Staat rund drei Milliarden Mark in die industrielle Infrastruktur.



David: Wer hat wem wie lange die Hand gedrückt?

sischen Revolution“ (PLO-Chef Arafat) und „Schuhputzer der Amerikaner und Zionisten“ (Libyens Gaddafi), so wird er heute vielfach umworben: von Ägyptens Sadat, der ihn für seine Politik gewinnen möchte, ebenso wie von Syriens Assad, der fürchtet, daß Hussein Sadat folgen könnte. Sogar der Revolutionär Boumedienne von Algerien beehrte Hussein mit einem Staatsbesuch. Und die Palästinenser, die einst predigten, „der Weg nach Tel Aviv führt über Amman“, senden heute statt Attentätern Freundschaftsdelegationen.

Hussein braucht linke Parolen nicht mehr zu fürchten, denn auch wirtschaftlich geht es seinem kleinen Reich besser als je zuvor. Jordanien profitiert von der Wiedereröffnung des Suezkanals und dem Niedergang Beiruts. Der Transitverkehr ins arabische Hinterland läuft nun statt durch den Libanon zum großen Teil über den jordanischen Hafen Akaba, den Hussein mit deutscher Hilfe ausbauen und durch eine

Solche Projekte schafften Jobs und locken gar Gastarbeiter ins Land: Tausende Südkoreaner bauen eine neue Autostraße vom Rotmeer-Hafen Akaba in die Hauptstadt Amman, Bautrupps aus Taiwan errichten Fabriken, Ägypter arbeiten im Hotelgewerbe. Neuerdings kommen sogar Bewohner aus dem von Israel besetzten Westjordanien zur Arbeit über den Fluß in den Osten, früher treckten die Arbeiter von Westjordanien lediglich ins israelische Kernland.

Husseins Einfluß reicht noch über den Fluß. Seine Regierung zahlt Westufer-Orten Zuschüsse, wenn ihre Stadtväter loyal zu ihm halten. Sie bestraft pro-israelische Verwaltungen, indem sie etwa den Import von Oliven aus den betreffenden Gebieten nach Ostjordanien nicht zuläßt. Dann ziehen Vertreter der Handelskammern zum König nach Amman, und nach Treuebekundungen darf das Geschäft weitergehen. Aus den besetzten Gebieten

kommen jährlich Waren im Wert von 100 Millionen Mark über den Jordan. Ein großer Teil geht weiter in die Staaten am Golf.

Husseins Jordanien lebt friedlich mit Israel zusammen — und mit den arabischen Bruderländern. Ein Einschwenken auf Sadats Politik würde diesen Vorteil zumindest in Frage stellen:

Wenn Hussein das Westufer zurückerhielte, würde das die PLO herausfordern, die gleichfalls Anspruch auf den Westen erhebt. Hussein würde die guten Beziehungen zu Syrien und anderen linken Araber-Staaten gefährden. Syrien und der Irak könnten wieder subversiv gegen den König tätig werden und den für Jordanien lukrativen Transitverkehr umleiten.

Hussein ließ sich aber vom Dreieck Carter—Sadat—Begin auch deshalb so schwer anlocken, weil er den Israelis nicht traut. Die haben den König zwar mehrmals unterstützt, etwa als sie im September 1970 mobil machten und damit syrische Truppen davon abhielten, den Palästinensern zu Hilfe zu eilen, die Hussein stürzen wollten. Mindestens zweimal warnte der israelische Geheimdienst Hussein vor Attentaten.

Aber israelische Politiker, so General Scharon, vertreten auch die Meinung, daß der Judenstaat mit seiner Rettet-Hussein-Haltung auf die falsche Karte setze. Sie halten es für besser, gemäßigte palästinensische Gruppen gegen den König zu unterstützen und damit die Bildung eines palästinensisch-jordanischen Staates zu fördern, dessen Oberhaupt nicht Hussein sein könnte.

Tatsächlich besteht heute die Bevölkerung Ostjordanien nahezu zur Hälfte aus Palästinensern, wankt die Vormacht der traditionell königstreuen Beduinen. Schon ist fast jeder zweite Parlamentsabgeordnete und jeder dritte Minister in Husseins Halb-Reich Palästinenser, denn die genießen in Jordanien im Gegensatz zu anderen arabischen Staaten volle Bürgerrechte.

Die Rückkehr Westjordanien mit seiner ausschließlich palästinensischen Bevölkerung von 750 000 Menschen aber würde die Beduinenbevölkerung schlagartig zur Minderheit machen. Auch deshalb, so behaupten arabische Linke, sei Hussein der Status quo keineswegs unangenehm.

Die israelische Zeitung „Jediot Acharonot“ wollte letzten Freitag wissen, daß die Delegationen in Camp David eine Lösungsformel für Westjordanien gefunden hätten.

Kairos „Al-Achbar“ meldete am gleichen Tag, die Gipfelkonferenz erlebe — eben wegen Westjordanien — „ihren letzten hoffnungslosen Moment“. Ägypter, Israelis und Jimmy Carter bereiteten sich auf das zweite Wochenende in der Abgeschiedenheit der amerikanischen Provinz vor. ◆